



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Über militärische Ehrengerichte

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Über militärische Ehrengerichte



in kürzlich in Berlin vorgekommener Fall, der zu einem ehrengerichtlichen Verfahren gegen einen jungen Offizier geführt hat, ist vielfach in der Presse besprochen worden und hat hier und da zu recht abfälligen Urteilen über die militärischen Ehrengerichte und die in diesen zum Ausdruck kommende Standesehre der Offiziere Veranlassung gegeben. Der Fall lag so, daß ein Leutnant, der in Zivilkleidern die Berliner Straßenbahn benützte, ohne sein Verschulden von einem ihm unbekanntem Menschen in grober Weise tätlich beleidigt wurde. Der Offizier, der hierfür eine Genugtuung nicht erlangt hat oder nicht erlangen konnte, ist, wie die Zeitungen mitteilten, mit schlichtem Abschied entlassen worden.

Es soll hier keineswegs erörtert werden, ob der ehrengerichtliche Spruch, der zu dieser Verabschiedung geführt hat, als gerecht oder ungerecht anzusehen ist. Es ist eine sehr mißliche Aufgabe — leider wird sie aber recht oft unternommen —, ein richterliches Urteil zu kritisieren, wenn man nicht alle Einzelheiten des Falles genau kennt. Nur das sei bemerkt, daß im allgemeinen der Offizier für verpflichtet gilt, sich für einen tätlichen Angriff, der ihm widerfährt, entweder auf der Stelle Genugtuung zu verschaffen oder den Angreifer zum Zweikampf zu fordern. Hierüber mag ja mancher den Kopf schütteln oder so etwas ein törichtes Überbleibsel mittelalterlichen Geistes schelten, jedenfalls hat sich die Erziehung zu diesem Ehrbegriff im deutschen Offiziercorps durchaus bewährt, und auch heutzutage ist diese Auffassung im Offiziercorps durchaus lebendig und wirksam. Wem sie nicht paßt, und wer kein Verständnis für sie hat, dem kann nur geraten werden, dem Offizierberuf fernzubleiben und seine Söhne davon fernzuhalten. Die Öffentlichkeit hat an dieser Frage nur insoweit Interesse, als jeder ruhige Bürger davor gesichert sein muß, wider seinen Willen und ohne sein Verschulden in Konflikte mit Offizieren verwickelt zu werden, die etwa durch deren besondere Standes- und Ehrenpflichten hervorgerufen werden könnten. Davor ist aber jeder durchaus sicher.

Die Offiziere verkehren gesellschaftlich und freundschaftlich in weiten Kreisen der Bürgerschaft; sie beanspruchen nicht mehr Achtung und Rücksicht, als jeder wohlgezogene Mensch einem andern selbstverständlich erweist. Es ist unrecht, heutzutage von einer Exklusivität des Offizierkorps zu reden. Wo eine solche besteht, geht sie von Mitgliedern vornehmer oder sich für besonders vornehm haltender Adelsfamilien aus, deren Angehörige in bürgerlichen Kleide ebenso zurückhaltend und wählerisch in ihrem Verkehr sind wie die eine Uniform tragenden. Die Mehrzahl der Offiziere ergänzt sich aus bürgerlichen Familien und denkt nicht an Exklusivität, allerdings sucht der Offizier nur da seinen Verkehr, wo die Umgangsformen und selbstverständlich auch die politische Gesinnung der dem Offizier anerzogenen strengen Auffassung entspricht.

Es soll gar nicht bestritten werden, daß hier und da Konflikte vorkommen, an denen die beteiligten Offiziere die Schuld tragen. Für solche Vorkommnisse kann man aber nicht die Standesauffassung der Offiziere verantwortlich machen. Sie sind auch innerhalb des Offizierkorps nie anders aufgefaßt worden denn als strafens- oder tadelnswerte Übergriffe. Sie sind auch so selten, daß ein hohes Maß von Übelwollen dazu gehört, sie zu verallgemeinern und gegen den angeblich unter den Offizieren herrschenden Geist ins Feld zu führen.

Der besondre Zorn verschiedner Publizisten richtet sich nun gegen die Ehrengerichte, in denen dieser rückständige Kastengeist seine besondere Stütze fände, insbesondere deshalb, weil der Angeklagte keinerlei Rechtsgarantien habe und wehrlos sei gegen eine Auffassung seiner Standespflichten, die weder er selbst noch seine Kameraden teilten, sondern die dem Offizierkorps nur aufgezwungen sei, und zu der sich jeder bei der Abstimmung bekennen müsse, nur um nicht selbst in den Verdacht zu geraten, daß er es in Ehrenangelegenheiten nicht so genau nehme.

Siergegen ist nun zunächst zu sagen, daß ein Stand, der durch die Uniform und die Rolle, die er in unserm öffentlichen und gesellschaftlichen Leben nun einmal spielt, im höchsten Maße der öffentlichen Kritik ausgesetzt ist, ein Mittel haben muß, solche Mitglieder aus seiner Mitte zu entfernen oder zu warnen, die Anstoß erregt haben, und deren Verhalten auf die Gesamtheit ein schlechtes Licht werfen würde, wenn sie es duldete. Schließlich muß es auch für den einzelnen, wenn er glaubt, daß er zu Unrecht einer unangemessenen Handlungsweise beschuldigt sei, ein Mittel geben, sich vor einem berufenen Kreise rechtfertigen zu können. Andre Berufsclassen haben ebenfalls Ehrengerichte, Berufsclassen, die ihren Angehörigen viel mehr persönliche Bewegungsfreiheit gestatten, als dem Offizier gelassen ist, die deshalb in ihrer Gesamtheit für das Leben des einzelnen Standesgenossen nicht entfernt so verantwortlich gemacht werden wie das Offizierkorps nicht nur von seinen Vorgesetzten, sondern auch von der öffentlichen Meinung. Die Ehrengerichte bieten einen Weg, um die gegenseitige Überwachung, die menschlicher Schwäche gegenüber nun einmal nötig ist, in sittlicher, ernster Weise und dabei doch mit Wohlwollen auszu-

üben. Die Geschichte des preussischen Heeres beweist, daß die Ehrengerichte das Offizierkorps vor der in einem geschlossenen Korps immer bestehenden großen Gefahr gegenseitiger Angeberei und Gesinnungsschnüffelei vollkommen beschützt haben, daß sie ein strenges Pflicht- und Ehrgefühl lebendig gehalten haben, ohne dabei die frische und fröhliche Lebensauffassung zu lähmen, die der Offizier braucht.

Daß die Ehrengerichte gemißbraucht werden können und auch schon gemißbraucht worden sind, beweist gar nichts gegen sie. Jede, auch die beste menschliche Einrichtung ist dieser Gefahr ausgesetzt. Trotzdem kann man sie als gut bezeichnen, wenn sie sich wie die Ehrengerichte in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle bewährt hat.

Auch der Vorwurf mangelhafter Rechtsgarantien ist nicht stichhaltig. Natürlich urteilt das Ehrengericht nicht auf Grund geschriebener Gesetze. Das Ehrengericht ist kein Strafgericht, das sein Urteil aus einem verletzten Paragraphen des Strafgesetzbuches herleitet, sondern es prüft die Frage, ob ein Offizier fernerhin würdig sein soll, einem Stande anzugehören, der für alle seine Mitglieder Anspruch auf allgemeine Achtung erhebt, unabhängig davon, ob der Strafrichter Veranlassung hat, gegen den betreffenden Offizier einzuschreiten oder nicht. Das erkennende Ehrengericht ist also an keinen Gesetzesparagraphen gebunden, es würdigt die Tatumstände nach seinem freien Ermessen, nur durch das eigne Gewissen gebunden, es kann also auch keinen Rechtsirrtum begehn. Wer hier eine Rechtsgarantie fordert, verkennet das eigentliche Wesen des Ehrengerichts und fordert etwas Unmögliches. Die einzigen Rechtsgarantien, die es in einem ehrengerichtlichen Verfahren geben kann, sind folgende:

1. Daß der Tatbestand genau und unparteiisch festgestellt werde. Dies wird von den Bestimmungen über die militärischen Ehrengerichte mit aller Schärfe verlangt. Das erkennende Ehrengericht ist befugt, eine Bervollständigung der Untersuchung zu fordern, wenn ihm der Tatbestand noch nicht genügend aufgeklärt erscheint.

2. Daß dem Angeschuldigten Gelegenheit gegeben werde, sich ausreichend zu verteidigen. Nach den Bestimmungen darf sich der Angeschuldigte mündlich oder schriftlich oder auf beide Arten zugleich oder durch einen andern Offizier von gleichem oder höhern Range schriftlich verteidigen lassen. Diese Möglichkeiten reichen vollkommen aus. Daß Berufsjuristen von der Verteidigung ausgeschlossen sind, ist kein Mangel, da es auf juristische Würdigung des Tatbestandes nicht ankommt, sondern auf eine rein menschliche, und zwar unter der besondern Auffassung des Offizierberufs.

3. Daß der Spruch wirklich den herkömmlichen, allgemein anerkannten Anschauungen des Standes entspreche. Hierfür sorgt zunächst die Zusammensetzung des Gerichts, das aus dem gesamten Offizierkorps eines Truppenteils, in der Regel mindestens aus neun, in Ausnahmefällen sechs Offizieren bestehen muß. Ferner ist zu bedenken, daß der Spruch eines Ehrengerichts kein bindendes Urteil im rechtlichen Sinne ist, sondern lediglich ein Gutachten, zu

dem sämtliche Vorgesetzte des Truppenteils eingehend Stellung zu nehmen haben, und das mit allen diesen Zusätzen dem König vorgelegt wird, der in seiner schließlichen Entscheidung gänzlich unabhängig davon ist. Er kann es vollziehen, d. h. dem Offizier die vorgeschlagene Warnung oder den vorgeschlagenen schlichten Abschied, oder was sonst vorgeschlagen ist, erteilen, oder er kann es umstoßen und an dasselbe oder an ein andres Ehrengericht zu nochmaliger Verhandlung verweisen, oder er kann es mildern. Der Offizier steht also an letzter Stelle unter der Kommandogewalt des Königs, was eine Rechtsgarantie insofern bedeutet, als jeder Offizier von dieser Kommandogewalt abhängt.

Die zahlreichen begründeten Gutachten, die sich an das ursprüngliche Erkenntnis auf dem Wege zur Allerhöchsten Entscheidung anschließen, sind mindestens ebenso wertvoll für den Angeeschuldigten, wie das Urteil einer Berufungsinstanz sein würde, das besonders in zweifelhaften Fällen den Gefahren einer Zufallsmehrheit ausgesetzt ist. Mit dem Vorwurf fehlender Rechts Garantien ist es also auch nichts. Es bleibt nun die Behauptung, die Offiziere stimmten nur aus Furcht vor ihren Vorgesetzten im Sinne der angeblich von ihnen selbst innerlich schon überwundenen veralteten Standesanschauungen. Über einen solchen Vorwurf läßt sich überhaupt nicht diskutieren. Wer das glaubt, mag es glauben, ihm ist nicht zu helfen. Das Offizierkorps muß sich damit trösten, daß das deutsche Volk in der Mehrheit ihm doch so etwas nicht zutraut.

Man kann nur zu dem Schlusse kommen, daß die Ehrengerichte eine bewährte Einrichtung sind, an der man nicht rütteln sollte, bevor man etwas unzweifelhaft Besseres hat. Das hat aber von allen Kritikern bisher noch keiner gebracht.



## Weimar in den Tagen des Erfurter Fürstenkongresses 1808

Von Hans Jacobi

1



eimar liegt in der Mitte zwischen Jena und Erfurt. Am 14. Oktober 1806 hatte die Stadt den Kanonendonner der Jenaer Schlacht gehört, am Abend Teile der geschlagenen Armee und die nachdrängenden Sieger, am Tage darauf den Imperator selbst gesehen. Wie die Heimstätte geistigen Lebens in der klassischen Zeit Deutschlands, der stille Sitz der Musen mit einemmal vom Kriegsgetümmel überflutet und in schwere Mitleidenschaft gezogen wurde, das hat von Anfang an und jetzt wieder nach hundert Jahren die Teilnahme des deutschen Volkes erregt. Zwei Jahre darauf, im Jahre 1808 nahen auf

neue gewichtige Schritte der Weltgeschichte, diesmal im Frieden und von der andern Seite her, von Erfurt, wo der Fürstentag tagte mit Napoleon und Kaiser Alexander von Rußland an der Spitze. Und was zu Erfurt geschah, klopfte wieder an die Mauern des kleinen, stillen Weimar, das für die Politik jener Tage nicht von Bedeutung sein konnte, aber doch in ihr prunkhaftes und demütigendes Treiben mit hineingezogen wurde. Was hat Weimar damals erlebt, und wie hat es sich darin verhalten? Auf diese Fragen versucht die folgende Schilderung Antwort zu geben, einen Ausschnitt aus der Lokalgeschichte bietend, die für einige Tage dem Brennpunkt europäischer Geschichte nahestand.

Also nicht die hohe Politik soll uns beschäftigen, bei der es für Napoleon darauf ankam, sich aufs neue Rußlands zu versichern gegenüber England und wenn möglich auch gegen das drohende Österreich, jedenfalls aber zunächst zur Unterwerfung Spaniens freie Hand zu gewinnen — für Rußland aber um das Einverständnis Napoleons zur Ausdehnung seines Reiches auf Finnland im Norden, Moldau und Walachei im Süden. Das sind die Punkte, die schließlich in dem Vertrag vom 12. Oktober ausgemacht wurden. Dazu war es Napoleon wichtig, sein Einvernehmen mit dem russischen Kaiser aller Welt zu zeigen und angesichts der versammelten deutschen Könige und Fürsten als der Beherrscher Deutschlands zu erscheinen. Er sorgte zunächst, daß der König von Bayern komme. „Wenn einer erscheint, hatte er gesagt, werden sie alle kommen wollen.“ Und das hat er erreicht.

Aber blicken wir nun nach Weimar. Das Herzogtum war trotz der Katastrophe von Jena erhalten geblieben. Auf den sehr erzürnten Sieger hatte das tapfere und kluge Benehmen der Herzogin unverkennbar Eindruck gemacht. Ihn bestimmte jedoch zumeist die Rücksicht auf den russischen Kaiser, den Bruder der Erbprinzessin Maria Paulowna. Dem kleinen Lande wurde aber eine drückende Kriegskontribution von 2200.000 Franken aufgebüdet, und es mußte selbstverständlich in den Rheinbund eintreten. Der Herzog hatte nach langem Zögern und Widerstreben endlich im Sommer 1807 in Dresden nach Napoleon seine Aufwartung gemacht. In seinem Zivildienst nahm er den ihm aus dem Feldzug bekannten preussischen Major von Müffling, der sich zuerst mit Wegebau beschäftigte. Der „Müffling“, die Höhe bei der Rauschenburg, heißt nach ihm, weil er die dortige Straße nach Berka gebaut hat. Es sei aber, so schreibt Müffling in seinen Erinnerungen, des Herzogs geheime Plan gewesen, Weimar, den Zentralpunkt Deutschlands für Kunst und Wissenschaft, nun auch zum Zentralpunkt der deutschen Freiheit zu machen, soweit dies die Verhältnisse gestatteten. Dabei war Müffling sein Vertrauter. Freilich gebot ihm die Klugheit, dem mächtigen Zwingherrn ehrerbietig zu begegnen.

Den Hof zu Weimar bildeten im Oktober 1808 außer dem herzoglichen Paar der Erbprinz Karl Friedrich und dessen Gemahlin, die aber zu jener Zeit in Petersburg weilte, deren Tochter Marie, geboren am 3. Februar 1808,

und die zweiundzwanzigjährige Prinzessin Karoline, die Tochter des herzoglichen Paares.

Die Leitung der ministeriellen Geschäfte lag, seit Goethe mehr zurückgetreten war, in den Händen des Wirklichen Geheimen Rats von Voigt; Geheimrat von Wolzogen vertrat das Departement des Außern, die Verhandlungen mit Frankreich besorgte, seit 1806 darin bewandert und bewährt, der Geheime Regierungsrat, spätere Kanzler von Müller, dessen „Erinnerungen aus den Kriegszeitern 1806 bis 1813“ ein sehr wertvoller und interessanter Beitrag zur Geschichte jener Zeit sind. Eine Anzahl Schriftstücke aus seinem Nachlaß, der sich im Goethearchiv befindet, konnte zu dieser Darstellung benutzt werden.

Nach Weimar war die Kunde von der Reise Napoleons zuerst mit dem Zusatz gekommen, daß die Kaiserin Josephine ihn begleiten werde. Das würde für die Herzogin Luise die Peinlichkeit der Lage noch besonders erhöht haben. „Es würde alles übersteigen, schreibt sie. Aber ich glaube nicht daran. Ich werde, wenn ich irgend kann, mich von Erfurt fernhalten.“ Und sie beklagt sich darüber, daß man in dem weimarischen Seiltschhaus zu Erfurt, wo der Herzog seine Wohnung habe, mehrere Fenster habe zumauern lassen, damit man nicht nach dem gegenüberliegenden Regierungsgebäude sehen könne, wo Napoleon ungestörte Zusammenkünfte mit Kaiser Alexander haben wolle. Das Konferenzzimmer wurde aber dann nach einer andern Seite verlegt, die Vermauerung bis auf ein Fenster wieder entfernt und dafür dem Augustinerkloster angetan. Von einem andern Standpunkt aus schrieb das in Weimar erscheinende Journal des Luxus und der Moden von Bertuch: „Der wichtige Zeitpunkt, daß die zwei mächtigsten Kaiser der Erde Alexander und Napoleon sich von neuem als freundliche Gestirne begegnen und Beschlüsse über das fernere Schicksal Europas fassen werden, ist jetzt gekommen; die Wahl fiel sehr passend auf Erfurt, welche Stadt wegen der Nähe des befreundeten Hofes von Weimar sowie durch die Größe und Menge ansehnlicher Gebäude im Mittelpunkt von Deutschland allen besuchenden Monarchen und Fürsten am bequemsten lag.“ Das Weimarische Wochenblatt, das auf zwei Quartblätter gedruckt Mittwochs und Sonnabends erschien, berichtet am 28. September unmittelbar nach einer ausführlichen Besprechung eines neuen sogenannten Schmergel- oder Postpapiers ganz kurz über den bevorstehenden Monarchentag. In Weimar hatte man es zunächst mit dem Empfang des Kaisers Alexander zu tun. Am 24. September kam zuerst Großfürst Konstantin an, am Tage darauf der Kaiser, feierlich eingeholt, von der Landesgrenze an durch des Herzogs Sägerei (an 70 Mann stark) und Husarenkorps geleitet. Am Weibicht, einem Gehölz vor der Stadt, harrten die Bewohner Weimars und sahen den Zug unter Anführung französischer Dragoner bei Fackelschein, unter Glockengeläute über die Schloßbrücke ziehen. Im Schloß empfingen die Herrschaften den hohen Gast, der Erbprinz „präsentierte die holde kleine Prinzessin Marie ihrem kaiserlichen Onkel“. Eine Tafel zu dreißig gedeckten

fand statt, danach wurde auch Goethe dem Kaiser vorgestellt. Am Tage darauf machte dieser zu Pferde einen Ausflug nach Belvedere, von der Bevölkerung ehrerbietigt begrüßt. Das Theater, wo die Oper *Camilla* von Paër gegeben wurde, konnte er Geschäfte halber nicht besuchen.

Am folgenden Morgen hörte man Kanonendonner von Erfurt her, der Napoleons Ankunft dort verkündete, Alexander reiste gegen Mittag dahin ab. Der Geheime Rat von Voigt hatte an Müller in Erfurt geschrieben: „Es war ein feierlicher Moment, wie der Kaiser Alexander beim Klang unsrer schönen Glocken unter so illustrier Versammlung die gehörig beleuchtete Treppe im Schloß hinauffstieg, eine in vielem Betracht rührende Szene. Was werden diese Tage der Welt bringen? Unser Herzog dauert mich, daß er so öde in dem gräßlichen Berka sich verweilen muß. Die Freude aber wird auch bei ihm desto größer sein, wenn der große Napoleon anlangt.“

Zu dem letzten Satz darf man wohl ein Fragezeichen machen, aber Karl August war allerdings in Berka an der Werra gewesen, um dort auf Napoleon zu warten. Er hatte sich in Wilhelmstal befunden, hatte von da Herrn von Müller nach Erfurt gesandt, der ihm Nachricht über Alexanders Ankunft geben sollte, er selbst aber wollte Napoleon an der Landesgrenze empfangen. Ein Brief des Obersten von Seebach vom 26. September gibt einen Blick in die Erwartung dieser Tage: „Serenissimus läßt sagen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der Kaiser heute nicht kommt, obwohl soeben zwei Juder Komödianten gekommen sind, die aussagten, der Kaiser folge auf dem Fuß, allein alle Anstalten zeugen vom Gegenteil. Gestern war ich in Philippsthal, um dem König Jérôme von Westfalen aufzuwarten. Der hat gemeint, der Kaiser käme heute, hat aber selbst nichts gewußt, er übt sich wie wir im Erraten.“ Von dem schließlichen Empfang in Eisenach schrieb Hofkammerrat Kirms nach Dresden: „In Eisenach, wo die gothaische Linie sich Chapeau-bas eingefunden, sagte Napoleon zu diesem (dem Gothaer Herzog Emil August) Bonjour; mit unserm Herzog aber unterhielt er sich geraume Zeit und invitirte ihn nach Erfurt. Wenn dieses alles auch uns nichts hilft, so ist es doch besser, als wenn der alte Haß noch fortbauerte.“

Napoleon ist nun mit großem Gepränge in Erfurt eingezogen. Außerordentlichen Aufwand hatte er sich übrigens verbeten, und so mußten die drei Triumphbogen, die man bis Gumbstadt gebaut hatte, mit großer Mühe wieder eingerissen werden. Napoleon ritt bald nach seiner Ankunft Alexander auf dem Wege nach Weimar entgegen, und die beiden Herrscher trafen sich zwischen Rohra und Dttstedt — Goethe schreibt „bei Münchenholzen“ —, der eine stieg vom Pferde, der andre aus dem Wagen, sie umarmten sich, gingen eine Strecke zu Fuß und stiegen dann wieder zu Pferde, für Alexander war ein Rappe da mit einer schwarzen Bärendecke unter dem Sattel, ganz so wie es Alexander in Petersburg gewohnt war, was „als eine feine Attention bemerkt wurde“. Bei ihrem Weiterritt nach Erfurt begegnete ihnen Karl August mit dem Geheimen Rat von Müller. Er hatte den russischen Kaiser noch in Weimar anzutreffen

gehofft, sich aber, da sein Wagen zerbrach, verspätet. Nun traf er auf den glänzenden Zug, er in offnem, leichtem Wagen und in bequemer Reisekleidung. Da befahl er im ersten Augenblick, querselbein zu fahren, um nicht erkannt zu werden. Aber nach einigen Minuten hatte er sich anders besonnen, sprang aus der Droschke und ging den Herren der Erde, so wie er war, entgegen, um zuerst Alexander zu begrüßen und sich wegen des veräumten Empfanges in Weimar zu entschuldigen. Alexander begrüßte ihn aufs herzlichste, Napoleon aber, der nicht gewohnt war, unterwegs aufgehalten zu werden, und die Franzosen alle machten sehr erstaunte Gesichter über diese freie Art der Annäherung. Herzogin Luise hat sich, wie sie an ihren Bruder schreibt, über diesen Kontrast der Erscheinungen amüsiert, wahrscheinlich mit ihrem Gemahl, der ja Gleichmut genug hatte, sich über solche Dinge hinwegzusetzen. Er reiste nach Weimar weiter, die Monarchen aber zogen feierlich unter Kanonendonner und Geläute in Erfurt ein, fünftausend Mann französischer Truppen bildeten Spalier. Napoleon hatte von den aus dem Feldzug heimkehrenden Truppen je ein Regiment Infanterie, Husaren und Kürassiere nach Erfurt beordert und eine Abteilung seiner Garde mitgebracht. Aus ihnen wurden die Schildwachen genommen, auch vor dem Theater, die dann bei dem irrthümlichen dreimaligen Trommelwirbel das welthistorisch gewordne Wort hörten,\*) und — dies sei noch als eine Kuriosität angemerkt — vor den Wohnungen der beiden Kaiser standen nicht nur zwei Gardisten, sondern auch ein Doppelposten von Kürassieren zu Pferde, für die große Schilderhäuser zum Schutz gegen schlechtes Wetter errichtet waren, die aber zur Verstärkung ihrer majestätischen Erscheinung kaum etwas beigetragen haben werden. Überlassen wir nun die Kaiser und die Könige und Fürsten ihren Konferenzen, Levers und Assemblées, und wenden wir uns wieder nach Weimar.

Hierher waren besondere Wünsche des Regierungsrats von Müller für Herren des kaiserlichen Gefolges, denen er gern behilflich sein wollte, gekommen, die nicht geringe Verlegenheiten verursachten. Talleyrand, Fürst von Benevent, hatte seinen russischen Andreesorden in Paris gelassen; da war bald geholfen: der Erbprinz Karl Friedrich ließ ihm den seinigen. Dann kommen Wünsche um Ausstattungsstücke und Geräte. Der Minister von Voigt muß sich um alle diese Dinge bemühen, es wird in mehreren Briefen diese Sache erörtert. „An Möbeln und Porzellan ist Mangel, heißt es, Sie kennen doch unsre Armut.“ Schließlich findet sich ein Verzeichnis über Fußteppiche, Kuvertüren, vierundzwanzig Rohrstühle und Duzende von Suppen- und flachen Tellern und dergleichen, die dem Minister von Champagny, Talleyrand und dem Staatsrat Labesnardière geliehen wurden. Am bedenklichsten stand es um den Wunsch nach Equipagen für Talleyrand und Marschall Dubinot. Das waren freilich hohe Herren, die man gern bei guter Laune erhält. Aber der Minister schreibt in mehreren Briefen: „Es fehlen uns hier 57 nötige Pferde, Dresden wollte

\*) Taisez-vous, be n'est qu'un roi! = Stille doch, das ist ja nur ein König.

zwei Züge schicken, hat aber wieder abgelehnt, der Hof läßt Pferde von Sondershausen und Rudolstadt kommen . . . Meinen eignen Wagen hat der Hof in Anspruch genommen. Gotha hat keinen Besuch und mehr Equipagen, warum sucht man alles bei uns? Es soll aber weiter spekuliert werden . . . Pächterpferde können nicht ins Kutschgeschirr gebracht werden, ohne ungeschickt und gefährlich zu fahren, das sagen alle Herren, die ich darum fragte; der Hof hat keine übrigen Kutschgeschirre und Pferde, das versichert Kirms sehr hoch. Er ist auch in der ganzen Stadt herumgewesen; der Hof hat nur das notdürftigste Geschirr seit der Plünderung, wo alle diese Vorräte draufgingen." Dazwischen bedauert aber der verständnisvolle alte Herr, der selbst durch Stafetten in der Nacht arg irritiert wird, den jüngern Kollegen in dem Erfurter Trubel: „Ich würde krank an Ihrer Stelle, kann mir nicht den zehnten Teil Ihrer Arbeit zumuten. Ich würde auch bei den Herren mit meinem geradbrechten Französisch schlecht bestehn . . . Von mir möge es heißen *qui bene latuit bene vixit*. Der Herzog hat ja immer selbst regiert und dirigiert und nur Hilfskräfte gebraucht." . . . In aller Mühsal und Aufregung tröstet sich der Freund der alten Klassiker mit dem Horazischen: *lenius sit patientia quidquid corrigere est nefas*. In anderer Sprache redet ein Brief des Oberstallmeisters von Seebach: „Equipage für Dudinot und Benevent haben Sie gewünscht? Aber 1. was für Wagen? Alle sind den Herren zu schlecht. 2. hat doch der König von Westfalen auch für sie Wagen gesandt. 3. wenn diese vornehmen Fremden nächstens alle nach Weimar kommen, brauchen wir gewiß alle Wagen und Schwänze.“ Das war ein kräftiges Stallmeisterdeutsch. Was mit der Sache schließlich geworden ist, ist nicht mehr festzustellen.

Wichtiger waren politische Gedanken, die sich auch in Weimar regten. Das Gebiet von Erfurt, bis 1803 kurmainzisch, dann bis 1806 preussisch, war jetzt ohne deutschen Landesherrn und stand mit der Grafschaft Blankenhain nur unter französischer Oberhoheit. Auf Blankenhain hatte Weimar rechtmäßige Ansprüche. Da lag der Gedanke nahe, mit dieser Herrschaft auch Erfurt zu bekommen. Unter den Papieren des Kanzlers von Müller im Goethearchiv findet sich ein Botum des Geheimen Rats von Wolzogen über die Frage, ob man durch Vermittlung des Kaisers Alexander versuchen solle, Erfurt zu erlangen. Es rät entschieden davon ab. Erfurt sei eine für zwanzig Jahre hinaus ruinierte Besizung. Bei jeder politischen Änderung mit Rußland werde es wieder verloren gehn. Serenissimus habe doch dem Kaiser Alexander geschrieben, daß er nicht mit Bitten um Verwendung werde behelligt werden. Man kompromittiere sich gegen beide Kaiser, wenn man vergeblich etwas wünsche. Sie müßten beide das Delikate dieser Denkungsart fühlen, das gegen das ewige Sollizitieren so vieler Kompetenten absteche. Man warte mindestens die Lustpartie nach Weimar erst ab, bei der man nicht ohne Embarras sein werde, wenn die Bitte schon stattgefunden habe. Der

Minister von Voigt ist etwas anderer Meinung. Man solle doch, wie so viele andre, sich auch regen. Rußland könne gerade sagen, warum habt ihr nichts ausgesprochen? Wenn Napoleon für seine Familie Königreiche stiftet, so könne Alexander keiner Mißdeutung ausgesetzt sein, wenn er für seine hohe Familie, für den künftigen Zustand seiner Schwester auch etwas wünsche, namentlich, da doch auf Blankenhain Ansprüche da seien.

Diese Gedanken scheinen sich aber nicht zu offiziellen Bitten verdichtet zu haben. Wie Müller mitteilt, hat ihm der Marschall Lannes einmal gesagt, einen Ring vom Finger streifend: „Wie wenn ich diesen Ring jetzt an Ihren Finger steckte, so würde der Kaiser Napoleon die Grafschaft Blankenhain in die Hand Ihres Herzogs legen, wenn nur der Kaiser Alexander ein Wort spräche.“ Von Erfurt ist dabei nicht die Rede. Auch um Blankenhain hat der Herzog doch nicht Rußlands Vermittlung nachsuchen wollen, weil er das für würdiger und diskreter hielt. Ein andres von Müller französisch abgefaßtes Memoire behandelt Beschwerden Weimars gegen Eingriffe des Königs von Westfalen in das Gebiet von Lengsfeld. Dieses war bei der Errichtung des neuen Königreiches vergessen worden, und Karl August beanspruchte es als Schutzherr. Es wurde aber nachher durch ein französisches Mandat dem Großherzog von Frankfurt überwiesen, erst 1816 ist es endgiltig zu Weimar gekommen.

Der Magistrat von Eisenach beschwert sich über die bedeutenden Lasten, die die Heerstraße von Mainz nach Berlin der Stadt auferlege, und bittet, daß auch die Nachbarn zu den Kosten herangezogen werden möchten. Herr von Müller hat dieses Gesuch ins Französische übersetzt weitergegeben.

Was der Herzog von Napoleon wirklich erbat, beschränkt sich auf zweierlei. Fräulein Emilie Gore, eine Engländerin, die sich mit ihrem Vater und ihrer Schwester längere Zeit in Weimar aufgehalten hatte, wollte nach deren Tode nach Florenz reisen und bedurfte als Engländerin dazu der französischen Erlaubnis. Sie wandte sich an den Herzog, und dieser vermittelte ihr den französischen Paß. Ferner verwandte er sich für die thüringischen Kontingente; es finden sich Konzepte von Müller und Müffling, worin folgendes nachgesucht wird. Von dem Verlangen, neben der Infanterie auch Artillerie aufzustellen, möge man absehen, es sei das auch im Frieden von Posen nicht begehrt worden, und es sei unmöglich für das Land. Am wünschenswertesten sei es für das Kontingent, daß es diesseits des Rheines bleibe, wie die Truppen des Königs von Sachsen, jedenfalls bitte man um Befreiung von dem Marsch nach Boulogne. Die Truppen sind dann zunächst von dem Dienst in Spanien entbunden, 1809 in Tirol, aber 1810 doch in Spanien und 1812 in Rußland verwandt worden.

Der Herzog war während des Kongresses meist in Erfurt und wurde von Napoleon gnädig und freundlich behandelt, zur Freude seines Ministers Voigt, der darüber schreibt: „Ich bin ohne alle weitem Hoffnungen glücklich

genug, daß der Herzog nach Verdienst behandelt wird.“ Am 29. September teilte ihm der grand-maréchal mit, daß der Kaiser ihn andern Tags empfangen wolle, ebenso wie den Fürsten von Dessau „in dem Kostüm, das ihm selber am angenehmsten sein werde“. Das ist hoffentlich keine böshafte Anspielung auf des Herzogs Reisekostüm auf der Erfurter Landstraße gewesen.

Von dem Herzog wurde am 29. September Goethe, der sich bis dahin ferngehalten hatte, nach Erfurt berufen. Napoleon erfuhr davon und ließ ihn für Sonntag den 2. Oktober zu sich einladen. Goethe und Napoleon, ein äußerst interessantes Thema, zu dessen Ausführung aber hier kein Platz ist. Bekannt ist der Verlauf der denkwürdigen Unterredung über Mahomet, Werther, Schicksalstragödien, Aufforderung nach Paris zu kommen usw. Es seien nur einige Bemerkungen angeknüpft. Der Moniteur vom 8. Oktober schon berichtet über Goethes Anwesenheit aus Erfurt: „Alle Höfe scheinen hier zu sein, der von Weimar hat den berühmten Goethe hergeführt, Minister des Herzogs. Dieser Schriftsteller, der noch jung ist — das wird den beinahe sechzigjährigen alten Herrn gefreut haben, wenn er es etwa gelesen hat, es stimmte auch zu Napoleons Urteil, daß er sich gut konserviert habe — und doch seit langer Zeit schon großen Ruf hat, wohnt eifrig den Theatervorstellungen bei und scheint unsre Schauspieler zu schätzen und die Meisterwerke zu bewundern, die sie darstellen.“ Ohne jede Einschränkung wird das wohl nicht gelten, wie ja auch die Darstellung Talleyrands von der Audienz Goethes und Wielands bei Napoleon nicht zuverlässig ist, eine Überarbeitung und Verbesserung der Müllerschen Niederschrift, was Suphan im Goethejahrbuch 1894 klargestellt hat. Aber ohne Einschränkung möchte ich Napoleons Wort von Goethe „das ist ein Mann“ gelten lassen, begreiflich schon, weil Goethe ihm ohne eine Spur von Schmeichelei entgegentrat, die der Kaiser leider gerade in Deutschland, auch in Erfurt, so vielfach hörte und sah, und die zu seiner Menschenverachtung so viel beitrug. Was soll man zum Beispiel zu jener Äußerung des Herzogs August von Gotha sagen, die damals viel besprochen wurde: bei der Tafel, wo der Herzog aus irgendeinem Grunde nicht viel aß, wird er von Napoleon gefragt: „Leben Sie vielleicht von der Luft?“ „Nein, von den Strahlen der Sonne“, erwiderte jener mit einer Verbeugung gegen den Herrscher. Und das wird in dem Büchlein „Erfurt in seinem höchsten Glanze“ lediglich als ein Funken des herzoglichen Witzes bewundert. Napoleon mochte in der Tat wenig deutsche Männer um sich her beobachten können, weshalb sich ihm jenes Wort auf die Lippen drängte, diesem Manne gegenüber, der ihn nicht gesucht hatte, der nichts von ihm begehrte, der sich selbst gab, wie er war, auch diesem Mächtigsten gegenüber. Am bedeutungsvollsten unter den Äußerungen Goethes will mir die in dem Brief an Cotta erscheinen: „Ich will gern gestehen, daß mir in meinem Leben nichts Höheres und Erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser und zwar auf eine solche Art zu stehen. Ich kann sagen, daß mich noch nie ein Höherer dergestalt

aufgenommen, indem er mit besonderem Zutrauen mich, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, gleichsam gelten ließ und nicht undeutlich ausdrückte, daß mein Wesen ihm gemäß sei."

Übrigens ist Goethe nicht erst in Erfurt für Napoleon gewonnen worden, er gehörte schon seit 1805 unbedingt zu seinen Bewunderern, er verehrte in ihm den Kraft- und Tatmenschen, den Genius, das Dämonische seiner Natur. Man kann hier, wie Andreas Fischer in seiner Studie Goethe und Napoleon, manche Parallelen zwischen beiden Männern finden, wodurch Goethes Verehrung noch begreiflicher wird, aber auch als etwas nicht allen entsprechendes und nachahmenswertes erscheint.

Goethe kehrte am 4. Oktober nach Weimar zurück, um Vorkehrungen für das Gastspiel der Franzosen im Theater zu treffen. Hier hat er, wie Joh. Falk aufgezeichnet hat, von den hiesigen Schauspielern, seinen Schauspielern verlangt, daß sie den Franzosen als Statisten dienen sollten. Nur durch ihre Vorstellungen beim Herzog wurde ihnen diese Demütigung erspart.

Am 6. und 7. Oktober folgte endlich der Besuch der Majestäten in Weimar. Über die Entstehungsgeschichte zu diesen Festlichkeiten berichtet Major von Müffling: „Gleich in den ersten Tagen hatte Napoleon dem Herzog gesagt: Ich höre, daß Sie gute Jagden haben, geben Sie uns ein Treibjagen. Doch muß ich erst meine Gewehre von Paris kommen lassen, Duroc wird Ihnen anzeigen, wenn sie da sind, dann verabreden wir das Weitere. Der Herzog übertrug mir diese Verabredung. Duroc, der Obermarschall, schlug mir vor: den ersten Tag Hirschjagd, Diner in Weimar, ein kurzes Konzert, Theater und Ball. Am folgenden Tag wollte Napoleon dem Kaiser Alexander das Schlachtfeld von Jena zeigen, dann ein Dejeuner unter dem Zelt, hierauf eine Hasenjagd und dann Rückreise nach Erfurt.“ Von Duroc über die Polizei in Weimar befragt, hatte Müffling geantwortet, man habe dort wohl Polizei, um Schornsteine zu fegen und Straßen reinigen zu lassen, von einer haute police aber wisse man nichts und nehme deshalb den Vorschlag an, eine Brigade französischer Gendarmen nach Weimar zu senden.

Im Walde bei Ettersburg zwischen dem Großen und Kleinen Ettersberg, an der noch heute bezeichneten Stelle (auf einer Waldwiese eine Anzahl Linden, noch heute Kaiserlinden genannt, an einer ein Stein mit der Jahreszahl 1808) wurde nun ein riesiger, festlich geschmückter Jagdpavillon oder Schießschirm errichtet, 223 Fuß lang, von Hunderten von Jagdbauern wurde mehrere Tage lang das Wild zusammengetrieben in die sogenannte Wildkammer, von wo es nur in dem durch hohe Tücher hergestellten Lauf vor dem Pavillon vorbeilaufen konnte. Außerhalb des Laufs zwei Tribünen für mehrere tausend Zuschauer. Wildmeister Koch in Ettersburg hatte die Jagd „bestätigt und eingestellt“. Im Wochenblatt wurde bekannt gemacht, daß gute Tribünenplätze gegen Pränumeration zu haben seien beim Zimmermeister Schabacker in der Rollgasse. Alle Plätze wurden besetzt, eine förmliche Wall-

fahrt zu Fuß und Roß und Wagen fand von Weimar aus statt. Von der andern Seite kam der Zug der Kaiser, Könige und Fürsten, an der Grenze vom Herzog erwartet, über Stedten und Ettersburg zum Jagdplatz geleitet und dort um ein Uhr mit Jagdmusik und Vivat empfangen. Nun folgte in dem reich ausgestatteten Pavillon ein Gabelfrühstück. Das Rolltuch wurde aufgezogen, das Wild vorgejagt, Trompeten und Pauken verkündeten die jagdbaren Hirsche — die geängsteten Tiere, die nun auf kurze Entfernung erlegt wurden. In den Pausen sprangen Forstknechte, als wilde Männer maskiert, mit Eichenlaub bekränzt vor und legten vor den Kaisern die Strecke, eine groteske Erscheinung, die den Kaiser Napoleon sehr zu belustigen schien. Die Zahl der erlegten Tiere wird verschieden angegeben. Oberförster Brock berichtet nach weidmännischen Quellen, daß die Kaiser und Könige 300 Schüsse abgegeben, und daß 47 Stück Rotwild, darunter 14 jagdbare Hirsche, 5 Rehböcke, 3 Hasen und ein Fuchs erlegt worden seien. Napoleon, bekanntlich kein guter Schütze, habe 82 Schüsse abgegeben, während sich Kaiser Alexander als naher Verwandter des herzoglichen Hauses auf weitaus weniger Schüsse beschränkte, aber mehr Wild erlegte als Napoleon. Große Freude machte den zuschauenden Weimaranern die Meisterschaft ihres Herzogs, der bekanntlich einer der kundigsten Weidmänner seiner Zeit war. Als aufmerksamer Wirt wollte er nicht mit schießen, erst auf das Drängen beider Kaiser ließ er sich, das ihm angebotne vorzüglichste Gewehr Napoleons ablehnend, seine Doppelbüchse „die alte Weilburger“ reichen und schoß mit ihr einen Zwölfender in vollster Flucht aufs Blatt. Die überraschten hohen Gäste riefen dem Meister ein lautes Bravo zu.

Eine farbige Abbildung der Jagd von Schwerdtgeburch findet sich in dem bei Vertuch erschienenen Prachtwerk in Imperialfolio „Beschreibung der Feierlichkeiten, welche zu Ehren der Kaiser usw. in Weimar stattfanden“.\*) Darin heißt es: „Ohne Unfall endete um 4 Uhr dies echtteutsche Jägerfest.“ Beim Betrachten des Bildes, der Hirsche mit springenden „Blutstrahlen“ und der aus der Nähe feuernden Monarchen hat man weit eher die Empfindung der Malerin Luise Seidler, die unter den Zuschauern war und davon schrieb: „Als das erste Tier blutend zusammenstürzte, wurde mir so weh ums Herz, daß ich laut zu weinen begann und eiligst nach der Stadt zurücklief.“ Es versichern auch Jagdkundige unsrer Tage, daß man diese Art zu jagen nicht als weidmännisch bezeichnen könne.

\*) Das Werk mit 1. deutschem und 2. französischem, kurz gehaltenem Text und fünf wertvollen Kupfertafeln ist jedenfalls offiziellen Ursprungs. Es ist neuerdings in verkürzter Gestalt neu gedruckt worden durch den „Inselverlag“ in Leipzig.

